

Reichtum: Henrys klagen trotz hohem Einkommen über Geldsorgen

Moritz Marthaler

Hohes Einkommen, hohe Ausgaben Sie verdienen 200'000 Franken pro Jahr – und denken, sie haben zu wenig Geld

Auto, Privatschule, Schulden: Sogenannte Henrys sind Grossverdiener aus den USA, denen das Geld zwischen den Fingern zerrinnt. Was ist mit uns Schweizern: Sind wir nur schein- und nicht reich?



Publiziert: 15.10.2024, 16:30



Wie viel bleibt nach allem, was man braucht? Geht es nach dem Henry-Phänomen, ist Reichtum bloss ein Gefühl.

Foto: Getty Images

In Kürze:

- Henry steht für «high earner, not rich yet».
- Damit sind Menschen gemeint, die zwar ein hohes Einkommen haben, sich aber noch nicht reich fühlen.
- Einerseits erschweren hohe Steuern und Lebenshaltungskosten das Anhäufen eines gewissen Reichtums. Andererseits sind dafür auch die gestiegenen Ansprüche an eigene Leben verantwortlich, wie Experten bestätigen.
- Auch Expats, die die Schweiz als Arbeitsort wählen, machen sich vorher über die «Henry-Grenze» kundig.

Man stelle sich vor: 200'000 Franken pro Jahr, zwei Kinder in der Privatschule, zwei Autos und ein Haus. Und dann der verdutzte Blick aufs Konto: Was bleibt uns noch zum Leben?

In den USA gibt gerade ein Henry zu reden. Nicht der Ford, nicht der Kissinger, sondern der HENRY, der «high earner, not rich yet». Damit sind Menschen gemeint, die zwar ein hohes Einkommen haben, sich aber noch nicht reich fühlen. Es ist eine amerikanische Eigenheit, dass man sich für höhere Bildung in der Regel verschulden muss, teure Privatschulen laufen bereits in der Mittelklasse den öffentlichen Bildungseinrichtungen den Rang ab, und überhaupt gibt es alles auf Pump: Häuser, Autos, Möbel. Gut möglich, dass man selbst mit einem Einkommen von 200'000 Dollar und mehr zunächst damit beschäftigt ist, seine Schulden abzubezahlen, wie [neulich im «Wall Street Journal»](#) zu lesen war.

Ist es einfach ein Generationenproblem?

Tatsächlich hat der Begriff des Henry zwei Dimensionen. Schon zur Jahrtausendwende kam er in den USA auf, damals noch spezifischer als Bezeichnung für junge Studienabgänger im Finanzbereich, die sich von der sogenannten Alternative Minimum Tax, einer Zusatzbesteuerung für Individualverdiener, geschröpft fühlten.

Seit etwa 2015 sind es vornehmlich gut verdienende Millennials, welche mit dem Henry-Begriff bedacht werden. Und zwar mehr, weil sie wegen ihres ausschweifenden Lebensstils keinen «echten» Reichtum anhäufen können. Der Henry schwankte ständig zwischen den realen Lebenshaltungskosten und der Aufrechterhaltung eines üppigen Lifestyles, schrieb 2019 [die «New York Post»](#) in einem viel beachteten Artikel zu einer neueren Interpretation des Begriffs.

«Adulthood is very expensive», Erwachsensein sei sehr teuer, wird eine Henry im Artikel zitiert. Ist es am Ende nur ein Generationenproblem? Und wie sieht es mit dem Henry-Phänomen in der Schweiz aus: Rinnt auch dem hiesigen Grossverdiener das Geld zwischen den Fingern hindurch? Sind wir im reichsten Land der Welt mehr scheinreich denn reich an Scheinen?

Der Experte sieht Gründe für die Sparfaulheit

«Ich halte nichts von einer Generationeneinteilung und kenne keine interessante Evidenz für solche Regelmässigkeiten», schreibt Reiner Eichenberger auf Anfrage, Professor für Volkswirtschaftslehre und Finanzpolitik an der Universität Freiburg. Zugleich kann er nachvollziehen, dass sich Schweizerinnen und Schweizer selbst mit einem Einzeleinkommen um die 200'000 Franken pro Jahr nicht reich fühlen. Eichenberger sieht das vor allem darin begründet, dass dieser Schicht die Motivation zum Sparen fehle – aus diversen Gründen. Erstens bleibe auch bei einem solchen Einkommen nach Steuern und sonstigen Verpflichtungen wenig übrig. Zweitens werde privates Sparen stark überbesteuer. Drittens sei Sparen für später wenig attraktiv, weil man zu kollektiver Altersvorsorge gezwungen werde. Viertens lohne sich Sparen für ein Haus nicht, weil sich das viele nicht mehr leisten könnten oder wollten.

Interessant ist auch der finanzpsychologische Aspekt, den Eichenberger zur Erklärung des Henry-Phänomens ins Feld führt. «Bei Leuten, deren Umfeld in einer ähnlichen Situation ist, entwickelt sich entsprechend ein offensives Konsumverhalten», sagt er, «was schnell einmal zum Gefühl führt, das Geld rinne einem durch die Finger.»

Dem Begriff per se ist Reto Föllmi in der Schweiz noch nicht oft begegnet – mit der Wertabschöpfung des oberen Mittelstands indes beschäftigt er sich viel. Föllmi ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität St. Gallen und schätzt, dass sich Leute schon ab einem Einkommen von etwa 80'000 Franken pro Jahr als notorisch pleite fühlen könnten. Ab da gelte man nämlich als Vollzahler, sagt Föllmi. Heisst: keine Verbilligungen mehr bei Krankenkasse und Kita, kein Anrecht auf vergünstigtes Wohnen, volle Steuerlast. Ist das, was der Henry fühlt, am Ende nichts anderes als die Realität des geschröpften Schweizer Mittelstands?

Das sei schwer zu sagen, meint Föllmi. Aus ländervergleichenden Studien wisse man, dass hohe Steuersätze etwa in den Partnerschaften mit tendenziell tieferem Beschäftigungsgrad von sogenannten Zweitverdienern einhergingen. Man arbeitet also nicht weniger, weil man es nicht will – eher, weil es sich nicht lohnt.

Expats wollen wissen, wie viel man hier verdient und ausgibt

Insofern gibt es den Henry hierzulande vielleicht schon länger, nur hat ihn niemand so genannt. Und eine reine Medienkreation scheint das Phänomen ebenso wenig zu sein. Auf dem Debattierforum Reddit etwa finden sich [diverse Threads zum Thema](#), darunter auch solche, die explizit auf die Schweiz bezogen sind. Junge Studienabgänger wollen darin wissen, ob sie als Expat in der Schweiz zum Henry werden würden, dem Land eilt nicht nur der Ruf des Reichtums, sondern auch der als Hochpreisinsel voraus.

Nach dem «Henry equivalent salary» in der Schweiz erkundigt sich etwa ein User; wie viel er also verdienen müsse, um das Gefühl des nichts zur Seite legen könnenden Gutverdieners zu vermeiden. Mit zwischen 150'000 und 200'000 Franken Jahreslohn fühle es sich hier schon wunderbar an, wird ihm beschieden, und ab 200'000 Franken sei es auch möglich, richtig zu sparen, «if you don't go wild on lifestyle creep».

Im Jahr 2023 belief sich der jährliche Bruttomedianlohn in der Schweiz auf 84'500 Franken. Der hiesige Henry, am Ende ist er wohl irgendwo zwischen sparfaulem Konsumopfer und geschröpftem Mittelständler zu finden.

Moritz Marthaler ist Redaktor im Ressort Leben und berichtet über Gesellschaft und Kultur. [Mehr Infos](#)

✕ [@momarthalder](#)

Fehler gefunden? [Jetzt melden](#).